

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 39

Artikel: Margret [Fortsetzung]
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Mutterglück. Von Detlev von Liliencron.

Heut im Vorübergehen,
Im Stadtgedräng und Gewirr,
Auf einer Promenade
Sah ich ein Prachtgeschirr.

Auf Gummirädern rollte
Die Equipage weich,
Lakai und Kutscher thronten
Einem ehernen Bilde gleich.

Die Sonne flimmerte schläfrig
Im linden Abendwind.
Die Mutter schob die Karre,
Den Kutscher spielte das Kind.

Die Morgensonne schien blendend
Im losen Sommerwind;
Im offenen Wagen sassen
Die Mutter und ihr Kind.

Die Mutter bog sich selig
Zu ihrem Liebling vor,
Das lockenlustige Mädel
Streckte lachend das Aermchen

empor.

Die Mutter bog sich selig
Zu ihrem Liebling vor,
Das lockenlustige Mädel
Streckte lachend die Aermchen empor.

Am selben Tage ging ich
Weit draussen vor der Stadt
Vom Menschengewimmel genesen,
Ich war der Unruh satt.

Da kam mir zwischen den Gärten
Ein Wägelchen in Schau,
Eine rollende Kinderkarre
Vor einer Arbeiterfrau.

Margret. Novelle von Emil Hügli. Aus dem Bande „Um der Liebe Willen“. (Verlag von W. Schäfer, Schkneiditz.) 3

Jetzt schritt sie selber am schattigen Waldrand des Berges entlang; sie sang ein Lied, das Echo tönte fern herüber, und wie sie so sang und sich des Wiederklings freute, da trat plötzlich „er“ aus dem Schatten der Bäume hervor ans Licht der Sonne, das leuchtend auf sein Gesicht fiel. Freundlich griff er nach seinem Hut, trat auf Margret zu, reichte ihr die Hand und sagte laut: „Grüß Gott, mein Fräulein!“

Sie grüßte ihn ebenso freundlich, worauf er nach ihrem Namen fragte und sie fröhlich zur Antwort gab: „Margret Siegwart.“ Er drückte ihr nun freundschaftlich die Hand, zog sie leise an sich und küßte ihr die Augen; dann wandte er sich um, eilig von dannen schreitend. Die Hand an die Stirn gelegt, also die Augen vor der blendenden Sonne schützend, sah Margret ihm lange nach. Plötzlich aber war er nicht mehr allein. Die Kellnerin ging ihm jetzt zur Seite; diese trug ihre schmutze, ländliche Tracht, die die Arme bloß ließ, und schritt mit ihm, der sie liebevoll umfing, in den Schattenbereich des Waldes zurück.

Abermals ging es wie ein Stich durch Margretes Herz; auch verlor sie alle Kraft, sie sank am Wiesenhang nieder und weinte, bis ihr die Augen brannten ...

Ein leises Geräusch im Nebenzimmer schreckte Grete empor, als ob sie lauten Lärm vernommen hätte.

Zitternd schlich sie ins Zimmer der Mutter hinüber; da jedoch alles stille war und diese in festen Schlaf versunken schien, kehrte Grete in die Kammer zurück und legte sich wieder zu Bett.

Vor ihren Augen begann von neuem das träumerische Spiel. Sie trägt ihr schönstes Kleid und wandelt am Arm der Mutter durch einen großen, sonntäglich belebten Park; viele Leute, die sie begegnen, grüßen mit lächelnden Mienen und artigem Kopfnicken, während in den Lüften leise Musik ertönt und alles wie im Taft sich dazu bewegt und wogt und flutet. Plötzlich tritt aus dem Schattenbereich der jungbelaubten Kastanienbäume eine schlanke, männliche Gestalt, die in Eile an den beiden vorüberschreitet und wieder im Gewühl der vielen Leute verschwindet; dann sieht sich Margret wieder allein am Bergeshang wandeln; „er“ kommt fröhlich auf sie zugeschritten und reicht ihr die Hand; sie spürt den sanften Druck, hört die Stimme, sieht sein schmales Gesicht mit den lebhaften Augen und vernimmt, während er den Rand des Hutes berührt, den Gruß: „Auf Wiedersehen!“

Nun hört sie seine Schritte mählich schwächer und schwächer werden und endlich ganz verhallen ...

Und stetsfort wiederholt sich dies Kommen und Gehen; so oft seine Gestalt ihr auch aus den Augen entschwindet, kehrt er doch auf neuen Wegen zurück, sodaß ihr bald sein Abschied keine Schmerzen mehr verursacht: sie empfindet und weiß, sie wird ihn doch wiedersehen.

Dieses süße Gefühl behält schließlich die Oberhand und verläßt sie nicht mehr ... Leise schon stahl sich durch die Fenster ein fahler Morgenschimmer, spielte, floß und zitterte auf der beblühten Tapetenwand: immer noch spiegelte sich in Margrets Phantasie das gestrige Erlebnis in seltsamen Bildern ab.

Als sie einige Stunden später erwachte, war ihr, als wäre sie eben aus einem schönen, sonnigen Land heimgekehrt: in ihrem Innern regte sich ein starker Lebensmut, der das Blut rascher fließen, das Herz stärker pochen machte und ihr summendes Trällern und heitere Melodien auf die Lippen zauberte: singend begann sie den neuen Tag, als gälte es ein neues Leben zu beginnen.

Von da an schien Margret die einsame Stadtwohnung zu eng geworden zu sein; so oft sie konnte, wenn sich nur der kleinste Anlaß dazu bot, verließ sie das Haus, um durch die belebten Straßen zu gehen. Jeden Ausgang, den der Haushalt erforderte, wollte sie besorgen und war gleich bei der Hand, wenn die Mutter glaubte einen Einkauf machen zu müssen; alsdann gab es immer ein kurzes Wortgefecht. Die Mutter wünschte wie ehemals selber zu gehen, nur um Margret die Mühe zu ersparen; allein diese ließ es nicht mehr geschehen, sondern wehrte sich, bis die Mutter nachgab.

So war eine Woche vorübergegangen und wiederum kam ein sonniger Sonntag. Margret ließ es sich nicht nehmen, zum Zuberbäder zu gehen, um einige Süßigkeiten zum Nachtsisch zu holen.

Fröhlich eilte sie die Treppen hinunter, durchschritt den Hausgang, wanderte nach der Konditorei und schlug sodann, noch einen kleinen Umweg einschlehtend, etwas enttäuscht den Heimweg ein. Wie sie eben die Haustür wieder aufmachte und das Sonnenlicht hell in den dämmerigen Raum brach, leuchteten ihr aus der Oeffnung des Briefkastens zwei prächtige, dunkelrote Rosen mit üppiger Blätterkrone entgegen und grüßten mit süßem Duft. Margret erschrak. Wie ein Blitzschlag rührte sie die Entdeckung; ein wonniger Schauer floß durch ihren Körper ... Sonntag und Rosen! Die plötzliche Ahnung wurde ihr gleich zur festen Gewißheit: sie sind von „ihm“.

Erst jetzt fiel ihr ein, daß sie ja seinen Namen gar nicht kannte; doch konnte das ihre Freude nicht mindern, genug, daß er sie vor acht Tagen so freundlich gegrüßt, genug des Glückes, diese flammenden Zeichen nun in Händen zu haben und zu wissen, daß er ihrer gedachte. Margret nahm die Rosen mit gieriger Hast aus dem Kästchen, sprang die Treppen empor und hastete, — noch ehe sie die Mutter begrüßt, nach ihrem Zimmer, wo sie die duftenden Grüße, da eine Wase nicht gleich zur Hand war, sorgsam in das Glas der Zimmerlampe steckte.

„Was ist — wer ist da? Bist du's, Grete?“ rief's von der Küche her.

„Ja, ich bin's!“ antwortete die Angerufene und beeilte sich, die Kammer zu verlassen, ehe noch die Mutter sie bei dem neuen Zimmerlächeln antreffen würde.

Es war wieder ein stiller, einsamer Tag, den sie zusammen verbrachten. Nach dem Essen ließen sie sich auf dem Balkon nieder und nahmen beide ein Buch zur Hand. Margret hatte Mühe, den schwarzen Buchstabenreihen zu folgen. Von Zeit zu Zeit entfernte sie sich und eilte in ihre Schlafkammer, um sich stets von neuem zu überzeugen, ob es wirklich wahr sei, daß sie heute Rosen bekommen, und mit stets erneutem süßem Schrecken nahm sie die duftenden Liebesboten wahr.

In der ersten Ueberraschung hatte Margret nicht einmal daran gedacht, die Blumen aus dem Glas fortzunehmen und ins Wasser zu stellen; wie ein Wunder staunte sie die beiden roten Blättersträuße an, die wie Flammen aus dem schlanken Glas der Lampe emporragten. Als ihr späterhin auch in den Sinn kam, daß sie jene ins Wasser stellen sollte, so ließ ihr Uebermut sie nun den Einfall nicht ausführen. Mögen sie dort bleiben, dachte Margret, nirgends können sie herrlicher thronen ... wenn er mich wirklich liebt, so schenkt er mir frische Rosen, ehe diese noch welk geworden sind. Der Gedanke reizte sie, so ließ sie auch die Blumen dort sein, wo sie in der ersten Verwirrung hineingeraten waren.

Erst als Margret am Abend ins Zimmer kam, um zu Bett zu gehen, nahm sie die purpurnen Lieblinge — um Licht zu machen — fort und legte sie auf die weißen Decken des Lagers, wo Grete nach langen Träumen von Rosenduft umweht endlich einschlief.

Um die Zeit, da sie aufwachte, war es noch ganz still im Haus, und auch die Mutter noch nicht aufgestanden. Margretes erste Gedanken flogen nach dem Briefkasten. Wenn gestern abend noch etwas für sie gekommen wäre oder vielleicht heute früh?

Eine bange Neugierde ließ ihr keine Ruhe mehr. Ohne sich vollends anzukleiden, schlich sie mit offenem Haar, das wie eine mächtige, dunkle Woge über das weiße Morgenjäckchen hinunterfloß, in den Unterkleidern die Treppe hinab nach dem Gang ... siehe da, im Kästchen lag ein weißer Brief; sie riß das Türchen auf und entzifferte im Dämmerchein ihren Namen; ohne zu wissen, wie sie die Stufen emporgekommen war, befand sie sich schon wieder in ihrem Zimmer und saß klopfenden Herzens auf dem Rand des Bettes. Erst wagte sie nicht, die Hülle des Briefes aufzureißen; in der nächsten Sekunde jedoch las sie schon in fiebernder Hast:

„Malen könnte ich sie, Ihre schönen, erstaunten Augen, beim Lesen dieses Skriptums, so deutlich sehe ich sie vor mir.“

Die Tatsache ist ja auch sonderbar genug: wie komme ich dazu, Ihnen einen Brief zu schreiben, der einem Liebesbrief aufs Haar ähnlich sieht ...

Warum ich es tue, tun muß, ich will es Ihnen sagen ... Es liegt etwas in ihren Augen, in Ihrer Stimme — in Ihrem ganzen Wesen, das mir den Seelenfrieden gestohlen hat von jener Sekunde an, da unsere Blicke sich trafen. Die Musik hat von jeher eine dämonische Macht über die Herzen ausgeübt ... an jenem Sonntag, da ich Sie zum

erstenmal sah, war mir, als hätte sie das meine mit goldenen Ketten an Ihr Leben festgebunden.

Doch das gehört nicht hierher, ist eine Sache für sich, und ich muß vielleicht damit fertig zu werden suchen, obwohl ich heute auch noch nicht weiß, wie es geschehen sollte ... D lachen Sie mich nur aus; dennoch will ich es Ihnen sagen: was mich erfaßt hat, wie der Sturm einen einsamen Wanderer auf dem Feld erfaßt: es ist die Liebe!

Es gibt ein kleines, goldenes Wort, das will mir seit jenem Sonntag nicht mehr aus dem Sinn. darf ich es Ihnen verraten? Sie sind gut und sagen nicht „nein!“ Was würde es Ihnen auch helfen, ich habe Sie ja schon so oft in Gedanken so genannt: Herzlieb!

„Ich gäb was drum, wenn ich nur wüßt' ...“ Ja wenn ich nur wüßte, ob Sie meiner die letzten Tage ein einziges Mal nur gedachten? Ihre lieben schönen Augen schienen mir ja zu verraten, daß auch Sie mich freudig erblickten. Aber kaum, daß ich zu hoffen wage, kommt der Zweifel böse Schar und verscheucht mir Mut und Glauben.

Und nun eine Bitte, deren Größe mir das Aussprechen derselben fast unmöglich macht! Wollen Sie mir von Ihrem Leben eine Stunde schenken, eine Stunde, wo ich mit Ihnen sprechen, neben Ihnen gehen darf? ...

Wenn ja, so treffen wir uns morgen nachmittag um vier Uhr beim städtischen Garten. Zeit und Ort sind unverfänglich, wir können ruhig einen der Wege dort hinaufspazieren, können plaudern, ich sehe Ihre Augen, höre Ihre liebe Stimme ... und ein Herz wird so glücklich, daß es kein glücklicheres geben kann. Sie sehen: offen und ehrlich bitte ich Sie darum, und Sie — werden Sie kommen? Es grüßt Sie Ihr

Anton W.

Margret war, als hätte sie in ihr eigenes Herz geschaut. Das waren Geständnisse, die sie „ihm“ hätte machen mögen ... wie ein Echo der eigenen Stimme der Leidenschaft klang es ihr entgegen. Einmal noch überlas sie mit Ruhe die Zeilen, wie ein Reicher seine goldenen Schätze betrachtet, im Glauben, daß sie ihm kein Schicksal, keine Gewalt mehr rauben kann ... dann kleidete sie sich vollends an. Den Brief legte sie auf ihre Brust und schloß ihn dort ein: er sollte bei ihr bleiben, so lange das Glück sie erhellte, so lange wahr blieb, was in ihm geschrieben stand.

Daß es wahr bleiben würde, dessen fühlte sie sich so



R. Koller: Herbst-Idyll.

sicher, wie wenn sie es mit den beschriebenen Blättern unentrinnbar an sich fesseln, in ihren Händen halten könnte.

Ein seliger Stolz wurde in ihr lebendig, als wüßte sie ein reichmachendes Geheimnis, das niemand sonst in dieser Welt jemals an sich erfahren, und als sie nun ans Fenster trat, es weit aufmachte und vor ihren Blicken jenseits der Stadt die Wiesen, Wälder, Berge und Hügel sich schimmernd dehnten und erhoben, da fühlte sie, dies alles gehörte nun ihr; von heute an war sie teilhaftig geworden des großen, reichen, pulsenden Lebens, das da vor ihr atmete und wogte, wie ihr eigener junger Busen.

Und sie weiß, morgen wird sie dorthin gehen, wo er sie erwartet, der ihr Herz erraten und das seinige ihr offen erschlossen hat ... So war in ihr mit einem Schlag die glückstolze Hingebungslosigkeit des jungen Weibes lebendig geworden, die nun, wohin der Weg auch führen würde, nicht mehr einschlummern konnte.

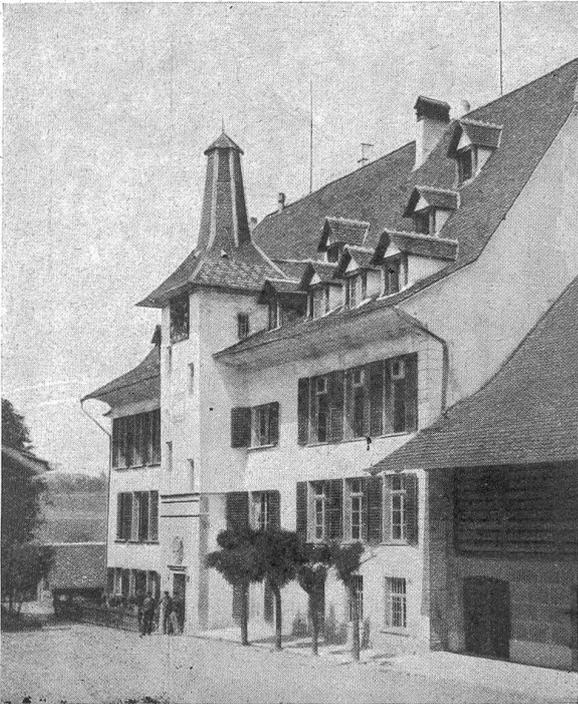
Auch dieser Tag verlief äußerlich wie hundert andere; Frau Siegwart und Margret taten, was der Haushalt erforderte und gaben sich dann der oft genossenen träumerischen Ruhe hin. Margrets Gedanken aber weilten ununterbrochen bei den Blättern, die an ihrem Herzen lagen, und malten sich den Tag aus, der ihr die erste Begegnung bringen sollte. —

Der Tag und die Stunde kamen.

So mutig und stolz auch Margret ausgezogen war, klopfenden Herzens langte sie am Ende der vor der Stadt liegenden Allee beim städtischen Garten an.

Eine Viertelstunde war sie daselbst auf- und abgegangen: eine lange Viertelstunde, während der ihr Herz zwischen Glück und Schmerz, zwischen Himmel und Erde in wilder Unrast schwebte. War sie zu früh oder zu spät gekommen? Eine seltsame Angst durchzitterte ihren Leib, sie

konnte keinen klaren Gedanken fassen und mußte sich, da ihr schwindlig zu werden drohte, mit der Hand an einen der Baumstämme lehnen.



Die Johanniter-Komturei in Münchenbuchsee, Seminargebäude von 1833—1884.

Eine Weile stand sie so da, einsam, geängstigt, mit einer beinahe bittenden Gebärde; dann war ihr, als würde sie aus der harten Wirklichkeit weg in einen wärmenden goldenen Traum versetzt, den sie irgendwann, irgendwo einmal geträumt hatte ... aus dem Schatten der Bäume trat seine Gestalt hervor: mit dem Sonnenschein war er erschienen und stand in hellem Glanz; nun streckte er ihr die Hand entgegen, griff mit der Linken nach dem Hut und sagte: „Also doch! Wie lieb! Grüß Gott!“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Jahrhundertfeier des bernischen Staatsseminars Münchenbuchsee-Hofwil-Bern.

(Am 27. September 1933.)

Am 4. September 1833 wurde in Münchenbuchsee, im ehemaligen Johanniterkloster, die erste staatliche Lehrerbildungsanstalt des Kantons Bern mit einer bescheidenen Feier eröffnet. Es war der Beginn einer Entwicklung, auf die nach vollendeten hundert Jahren das Berner Volk und sein Lehrerstand mit Genugtuung und Dankbarkeit zurückblicken dürfen.

In der Tat, die gewaltigen Fortschritte, die die Lehrerbildung und damit die Volksschule in diesen hundert Jahren gemacht haben, sind so leicht nicht zu überblicken und darzustellen. Man muß zu Gotthelfs Schulmeister-Roman greifen, um sich bewußt zu werden, wie tief unten die Gründer von 1833 anfangen mußten.

Die Volksschullehrer wurden damals in sogenannten Normalkursen, die einige Wochen oder Monate dauerten, von besseren Landlehrern oder Pfarrern ausgebildet. So

führten ein Lehrer Mühlheim in Oberwil bei Büren, ein Schulmeister Karlen in Boltigen, ein Kammer in Wimmis und ein Balmer in Laupen solche Normalkurse durch. Auch Gotthelf und andere Pfarrherren nahmen sich in dieser Weise der Lehrerbildung an, ohne indessen dem Mangel an genügend vorgebildeten Lehrern im Bernerlande nur einigermaßen abhelfen zu können. Fellenberg auf Hofwil stellte einigemal seine Anstalt und seine Lehrer für solche Kurse zur Verfügung. Die Kandidaten brachten meist keine oder nur ganz dürftige Vorbildung mit; sie mußten erst noch lesen und mit den vier Spezies umgehen lernen; aber die „Prüfung“ — in Bern vor einer Kommission — bestanden sie leicht, weil man über jeden froh war, der das dornenvolle Amt eines Dorfschulmeisters übernehmen wollte.

Wie es in einer Schulstube mit hundert und mehr Kindern beim Buchstabieren und Syllabieren und beim Auswendiglernen des Katechismus zuging und wie armselig eine Schulmeisterexistenz aussah, das lesen wir vergnügt, aber auch erschüttert bei Gotthelf nach.

Die Träger des alten Regimes waren der Schule und Volksbildung feindlich gesinnt. Sie hielten in ihrer Vorstellung den Begriff des „misera plebs“ fest, für den Bildung ein höchst überflüssiges Beiwerk war; ein ungebildetes Volk ließ sich auf alle Fälle besser regieren als ein gebildetes.

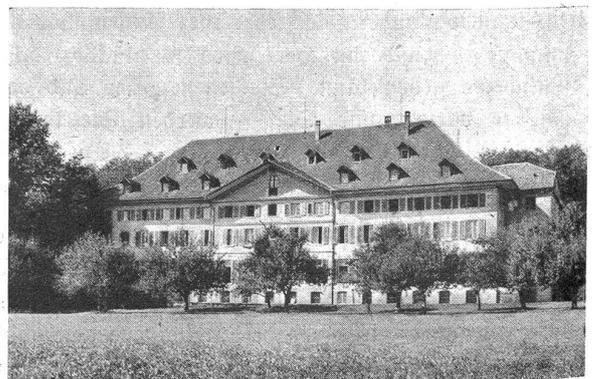
Der liberalen Epoche verdankt das Schweizervolk das Recht auf Bildung. Es war ja dieses Recht die Voraussetzung zu seiner politischen Entmündung. Es hat keinen Sinn, einem Volk von Analphabeten Wahlrecht und Referendum zu bringen. „Volksbildung ist Volksbefreiung!“ Diese Erkenntnis der Grundlage aller Demokratie brachte uns die obligatorische Volksschule und als Grundlage dazu die Lehrerseminarien.

Die bernische Verfassung von 1831 sah eine Lehrerbildungsanstalt vor, das Seminargebäude vom 17. Februar 1832 schuf das

Staatsseminar in Münchenbuchsee.

Erster Seminardirektor war Friedrich Langhans, Pfarrer in Guttannen.

Die alte Johanniterkomturei Münchenbuchsee bot dem Seminar primitive Unterkunft. Es sollte seinen Unterhalt aus den Produkten eines Landareals von 70 Tucharten ziehen. Die Seminaristen mußten im Sommer morgens vier Uhr zum Grafen für 20 Kühe aufstehen, die Heu- und Kartoffelernte besorgen, im Winter Holz fällen und zu Brennholz verarbeiten und daneben noch fleißig der Wissensmehrung leben. Dies alles während zwei kurzen Jahreskursen.



Das Fellenberghaus in Hofwil, Gesamt-Seminargebäude 1884 bis 1905, seither Unterseminar.

In den politisch bewegten 40er und 50er Jahren war das Staatsseminar öfters Mittelpunkt heftiger Machtkämpfe. Jeder Wechsel im Regime brachte ihm eine neue Direktion